

Das Internationale Netzwerk Personenzentriert Arbeiten

Marlis Pörtner

Bereits zum vierten Mal traf sich am 25./26. September 2014 das „Internationale Netzwerk Personenzentriert Arbeiten“ zu seinem jährlichen Fachtag, der diesmal in Linz stattfand. Dieses Netzwerk hat den Sinn, gegenseitiges Kennenlernen, Erfahrungsaustausch und Vernetzung zu ermöglichen zwischen Mitarbeitenden sozialer Einrichtungen, die konsequent personenzentriert arbeiten oder dabei sind diese Arbeitsweise einzuführen, sowie Kolleginnen und Kollegen, die sie in Fachberatung, Supervision, Lehre, Aus- und Weiterbildung anwenden und weiter verbreiten. 2011 aus einer spontanen Idee heraus ins Leben gerufen, haben sich diese Fachtage inzwischen fest etabliert. Wie ist es dazu gekommen?

Die Entstehung des Netzwerks

Als mir erstmals die Idee zu einem solchen Treffen durch den Kopf ging, ahnte ich nicht, dass daraus eine jährlich wiederkehrende Gepflogenheit werden würde. Ich wollte lediglich einigen interessierten Kolleginnen und Kollegen die vorbildliche Arbeit der Einrichtungen für Menschen mit Behinderung (Wohnhäuser, betreutes Wohnen, Tagesförderstätte) des ASB Bremen vorstellen. Dort wird seit über zehn Jahren konsequent und sehr erfolgreich personenzentriert gearbeitet auf der Basis des Konzepts *Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen* (Pörtner, 1998), das konkrete Handlungsgrundlagen und Richtlinien bereitstellt für die Umsetzung der personenzentrierten Haltung im Arbeitsalltag sozialer Einrichtungen. Im Herbst 2001 hatte die Leitung mich für eine erste zweitägige bereichs- und häuserübergreifende Fortbildung eingeladen und danach beschlossen, diese Arbeitsweise zu übernehmen. Eine interne Projektgruppe wurde gebildet, die den Einführungsprozess unterstützend begleitete und an der Entwicklung geeigneter interner Arbeitsinstrumente mitwirkte. Zwischen 2002 und 2004 führte ich mit jedem Team der drei Bereiche je einen Tag sowie mit der Projektgruppe zweimal einen Tag Fortbildung durch. Das ist das Fundament, auf dem seither die personenzentrierte Arbeitsweise kontinuierlich umgesetzt, weiter ausgebaut und verankert wird. Auch das Qualitätsmanagement ist konsequent auf die Kriterien dieses Konzeptes ausgerichtet. So ist ein fortdauernder Entwicklungsprozess in Gang gekommen, der bereits zu beachtlichen Veränderungen geführt hat. Sie gehen inzwischen sehr viel weiter, als man sich anfänglich vorstellen konnte – und als ich mir je hätte träumen lassen. Die Erfahrungen mit dem „Bremer Modell“, wie ich es nenne, belegen auf überzeugende Weise, wie sehr sich die personenzentrierte Arbeitsweise für die Betreuung und Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung eignet, und zeigen, dass den betroffenen Menschen wesentlich mehr Freiheit und Selbstverantwortung zugestanden werden kann, als bisher üblich.

Das Bremer Leitungsteam war angetan von meiner Idee zu dem Treffen und sagte seine Mitwirkung zu. So organisierte ich im Mai 2011 in Lenzburg (Schweiz) den ersten Fachtag des Internationalen Netzwerks zum Thema „Personenzentriertes Arbeiten dauerhaft im Alltag verankern“. Ich rechnete mit 10 bis 20 Teilnehmenden und mietete den Saal im Gasthof Ochsen, der mir zwar etwas zu groß erschien – glücklicherweise, wie sich herausstellte, denn zu meiner Überraschung waren wir schließlich insgesamt 55 Personen, aus Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz. Das bescherte mir zwar unerwartet viel organisatorischen Aufwand, doch es hat alles gut geklappt – auch dank der Flexibilität und vorzüglichen Arbeit des Gasthausteams, das für sehr angenehme Rahmenbedingungen sorgte.

Die vier Referenten aus Bremen und ein Schweizer Kollege präsentierten ein spannendes Programm. Regina Schütz, Leiterin der Projektgruppe Fortbildung, und Konrad Seidl, Bereichsleiter Wohnen, beleuchteten in ihrem Beitrag „Den Ansatz zum Leben bringen“ die Umsetzung der personenzentrierten Arbeitsweise in den Arbeitsalltag des ASB Bremen von verschiedenen Seiten und beschrieben die Erfahrungen, die damit gemacht wurden. Heinz Becker, Bereichsleiter Tagesförderstätte, verdeutlichte in seinem Beitrag über „Unterstützte Kommunikation – personenzentriert“ sehr einleuchtend, wie diese heute weit verbreitete, aber häufig nicht sinnvoll angewendete Methode *personenzentriert* eingesetzt werden kann und sollte. Robin Wellner präsentierte seine im Rahmen eines Praktikums beim ASB entstandene Bachelorarbeit über „Personenzentrierte Führungsleitlinien der Behinderteneinrichtungen ASB Bremen“. Roland Moser, damals Prorektor am Berufsbildungszentrum Luzern erläuterte die „Grundlagen der personenzentrierten Führung“.

Der Tag war ein voller Erfolg, die Beiträge der Referenten stießen auf großes Interesse, wurden lebhaft diskutiert und zu meiner größten Überraschung und Freude wurde beschlossen, fortan jedes Jahr einen solchen Fachtag durchzuführen. Für 2012 übernahmen die Bremer die Organisation.

27./28.9.2012: Bremen

Da der ASB Bremen 2012 sein hundertjähriges Jubiläum feierte, fand die Tagung in etwas größerem Rahmen statt und erstreckte sich über zwei Tage. Der erste Tag hatte aus Anlass dieses Jubiläums offizielleren Charakter. Über 150 Personen nahmen daran teil, darunter Behördenvertreter, Mitarbeitende von anderen Einrichtungen aus der Umgebung und – besonders erfreulich – auch mehrere Menschen mit geistiger Behinderung. Unter dem

Motto „Es geht um mich...“ wurde das dauerhafte Verankern personenzentrierter Teilhabe im Alltag anhand von aktuellen Konzepten und Erfahrungen thematisiert.

Nach der Begrüßung durch den Geschäftsführer Jürgen Lehmann schilderte Staatsrat Horst Freche den Systemwechsel, der sich in den letzten Jahrzehnten in Bremen vollzogen hat. Als selbst Betroffener, auf den Rollstuhl angewiesen, hat er am eigenen Leib die enormen Hindernisse erlebt, die Menschen mit Behinderungen bis vor nicht allzu langer Zeit den Zugang zu Studium, Arbeitswelt und vielen anderen Bereichen erheblich erschwerten, wenn nicht sogar versperrten. Da hat sich inzwischen so manches entscheidend verändert, doch es sind keineswegs alle Ziele erreicht und einige Visionen harren noch ihrer Verwirklichung.

Dann stellte ich diesem größeren Kreis das personenzentrierte Konzept „Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen“ vor, ergänzt durch Überlegungen zu aktuellen Tendenzen, von denen einige Anlass zu Besorgnis geben. Zum Beispiel die zunehmend einseitig theorielastige Ausrichtung vieler einschlägiger Berufsausbildungen, welche die für die Praxis so entscheidend wichtige Sensibilisierung für das individuell unterschiedliche Erleben der Menschen sträflich vernachlässigen und damit Lernenden den Einstieg in den Arbeitsalltag unnötig erschweren.

Heinz Becker betonte in seinem Vortrag „Sozialraumorientierung personenzentriert“ einmal mehr, dass es nicht darum gehen kann, die betroffenen Menschen auf Biegen und Brechen an bestehende Strukturen anzupassen, sondern dass Sozialräume so gestaltet werden müssen, dass ganz verschiedene Menschen, auch solche mit schweren Behinderungen, darin ihren Platz finden. Er betrachtet das personenzentrierte Konzept als tragendes Fundament, auf dem sich personenbezogene, den individuellen Bedürfnissen angepasste Lösungen und – wo nötig – Hilfen aufbauen lassen. Integration oder, gemäß aktueller Sprachregelung, „Inklusion“ spannt sich sozusagen als Dach über das ganze Gebäude, welches der Referent in seiner Powerpoint Präsentation sehr anschaulich etagenweise aufbaute. (vgl. S. 208)

Wolfgang Urban vom Verein zur Förderung der Integration Behinderter, Marburg, beschrieb „Ambulante Konzepte für Menschen mit hohem Hilfsbedarf“, die in Marburg erfolgreich verwirklicht werden. In Anspruch genommen werden sie vorwiegend von Menschen, die aus dem elterlichen Zuhause kommen, und nur zu einem geringen Prozentsatz von Menschen, die zuvor in einer Institution gelebt haben.

Am Beitrag einer Praktikantin, die den Umzug zweier Frauen aus einem Wohnhaus in eine eigene Wohnung begleitet hatte, wurden die erwähnten Mängel einer vorwiegend theoretisch orientierten Ausbildung deutlich sichtbar. Die Referentin beschrieb die äußeren Fakten dieses Prozesses, ohne das Erleben der bei-

den Frauen einzubeziehen. Das emotionale Auf und Ab, das ein solcher Umstellungsprozess unweigerlich mit sich bringt, blieb ausgeklammert. Nicht erwähnt wurde, dass es sich bei diesem Projekt um ein zweijähriges Probewohnen handelt und Frau S. bereits zweimal von der Möglichkeit Gebrauch gemacht hatte, jederzeit für ein paar Tage ins Wohnhaus zurückzukehren, weil sie Schwierigkeiten mit ihrer Wohnpartnerin hatte. Die Folgerungen der Referentin orientierten sich vorwiegend an allgemeinen Vorstellungen vom Leben in einem Wohnheim und zu wenig an der Realität in den Häusern des ASB (wo keinerlei Gruppenzwang besteht, die Bewohner nicht an feste Essenszeiten gebunden sind, ihre Freizeit individuell und nach eigenen Wünschen verbringen können, u.a.m.). Es wäre ratsam gewesen, die noch wenig erfahrene Studentin, (die im direkten Kontakt mit den behinderten Frauen recht gut gearbeitet hatte), beim Konzipieren dieser Präsentation sorgfältiger zu begleiten und anzuleiten.

Der letzte Teil bestand aus mehreren parallel verlaufenden Impulsreferaten, die verschiedene Themen zur Diskussion stellten.

Konrad Seidl, schilderte die „Personenzentrierte Personaleinsatzplanung“ in den Einrichtungen des ASB, welche den individuell unterschiedlichen Bedürfnissen, Vorlieben und Abneigungen der behinderten Menschen so weit wie möglich entgegenkommt. Die vielerorts noch übliche (ursprünglich von den Krankenhäusern übernommene) starre Einteilung in Früh- und Spätdienst, die diese Anforderungen nicht erfüllt, hat hier ausgedient. Ein weiteres Beispiel dafür, wie vieles möglich wird, wenn man die in den Köpfen festgefahrenen Vorstellungen, „wie es sein muss“, über Bord wirft.

Carolin Emrich und Jens Mühlsteph vom ASB Bremen beschrieben „Die Persönliche Lagebesprechung“, ein Vorgehen, das in England entwickelt wurde und seit Mitte der 90er Jahre auch in Deutschland bekannt ist. Es ermöglicht, die betroffenen Menschen ihre Lebensplanung sehr viel konsequenter selber bestimmen zu lassen, anstatt für sie zu planen. Bei sorgfältiger Durchführung, der einzelnen Schritte, die im Beitrag erläutert wurden, unterstützt die persönliche Lagebesprechung die Menschen bei eigenen Entscheidungsfindungen und bindet die – vielleicht gut gemeinte, aber sehr oft manipulative – Beeinflussung durch das Umfeld zurück.

Der Beitrag der beiden Psychologen Barbara Krietemeyer und Michael Kief befasste sich mit den „Kontaktreflexionen in der Alltagsbegleitung“, die auf Proutys prätherapeutischem Ansatz beruhen (Prouty, Van Werde & Pörtner, 1998) und besonders hilfreich, ja geradezu unentbehrlich sind, um Kontakt mit Menschen aufzunehmen, die verbal nicht erreichbar sind. Leider war die Zeit für diesen Beitrag zu kurz bemessen. Es hatte sich eine sehr große Teilnehmerzahl eingefunden, von denen viele keinerlei Vorkenntnisse mitbrachten, sodass die Grundlagen viel ausführlicher dargestellt

werden mussten, als im Impulsreferat vorgesehen, und dadurch die praxisbezogene Diskussion zu kurz kam.

Regina Schütz stellte das interne Fortbildungskonzept des ASB Bremen vor, das sie in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitenden entwickelt hat und das seit 2009 in die Praxis umgesetzt wird: Alle zwei Jahre nimmt jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter an einem kooperativ gestalteten Auffrischungstag zum personenzentrierten Konzept teil. Auf diese Weise sind Kontinuität und permanentes Lernen gewährleistet. Dieses „Dran-Bleiben“, das vielerorts vernachlässigt wird, ist unerlässlich, um die angestrebte Arbeitsweise dauerhaft im Alltag zu verankern. (vgl. S. 216)

Speziell für Kunden (d. h. für die behinderten Menschen) konzipiert war der Beitrag von Ulla Sievers. Ihre Informationen in leichter Sprache über Menschenrechte sind bei den Betroffenen sehr gut angekommen.

Die Organisatoren erhielten von zahlreichen Teilnehmenden des ersten Tages, u. a. auch von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Sozialbehörde, außerordentlich gute Rückmeldungen zu dieser Tagung, sowohl in Bezug auf den Inhalt wie auf die Organisation. Dazu zählte auch der ausgezeichnete Catering Service, der für vorzügliche Pausenverpflegung sorgte.

Für die, die an beiden Tagen teilnahmen, stand nach diesem reich gefüllten Tag – fakultativ – ein gemeinsames Abendessen in einem Bremer Restaurant auf dem Programm, an das sich eine kleine Stadtführung anschloss. Das Angebot wurde rege genutzt.

Der zweite Tag war dem eigentlichen Netzwerk-Jahrestreffen gewidmet, an dem wie im vergangenen Jahr rund 50 Personen aus Österreich, Deutschland, Liechtenstein und der Schweiz teilnahmen. Einige waren schon 2011 dabei gewesen, nicht wenige kamen neu dazu.

Mitarbeitende verschiedener Einrichtungen berichteten von ihren Erfahrungen mit der personenzentrierten Arbeitsweise und von ihrem Vorgehen beim Umsetzen des Konzepts in die Praxis. Manche haben erst vor kurzem in kleinen Schritten damit begonnen; andere sind schon länger umfassend damit beschäftigt und bereits beachtlich weit gekommen. So vermittelten die Beiträge spannende Einblicke in verschiedene Stadien, vielfältige Aspekte und unterschiedliche Rahmenbedingungen des Umsetzungsprozesses. Beeindruckend zu erfahren, wie das Konzept in ganz unterschiedlichen Settings verwirklicht werden kann – auf verschiedene Weise, und doch stets im Rahmen seiner Handlungsgrundlagen und Richtlinien.

Anne Heuberger schilderte, wie sie und ihre Mitarbeitenden personenzentriertes Arbeiten mit Kindern in einem heilpädagogischen Kindergarten in Nürnberg, mutig, beharrlich – und erfolgreich – praktizieren, ohne sich von Anlaufschwierigkeiten, einem nicht

immer unterstützenden Umfeld und teilweise einschränkenden Bedingungen beirren zu lassen. (vgl. S. 224)

Roland Stieger beschrieb die stetige Entwicklung im Bereich Menschen mit Behinderung der Caritas Vorarlberg, seit 2010 wurde entschieden nach diesem Konzept zu arbeiten. Als Einstieg bekamen im Lauf des folgenden Jahres alle Mitarbeitenden in vier Etappen einen Tag Weiterbildung mit mir. Seither wird auch dort die Umsetzung intern weiter verfolgt und von einer Projektgruppe unterstützt.

Nachdenkliches Staunen weckte der Beitrag von Markus Fritschin von der JVA Lenzburg (siehe hierzu seinen Beitrag in Heft 3, 2011 dieser Zeitschrift.) Wenn selbst unter den rigiden Rahmenbedingungen im Hochsicherheitstrakt einer Justizvollzugsanstalt personenzentriertes Arbeiten bis zu einem gewissen Grad möglich ist, wie viel mehr könnten soziale Einrichtungen tun, die ihren Freiraum oft nicht genügend ausschöpfen! Meist wird da vorwiegend über große, grundsätzliche, gesellschaftspolitische Forderungen diskutiert. Auf die kleinen, feinen Nuancen im alltäglichen Umgang, die für die Lebensqualität der betroffenen Menschen so entscheidend wichtig sind – und weder zusätzlich Zeit noch Geld kosten – wird viel zu wenig geachtet. Das hat der Beitrag aus der Justizvollzugsanstalt eindrucklich in Erinnerung gerufen.

Carena Reger und Francesco Tutti von der Stiftung MbF in Stein (Schweiz) zeigten auf, wie sie in ihren Werkstätten und Ateliers den Personenzentrierten Ansatz zu verwirklichen suchen. Auch da geht es immer wieder darum, sich von Gewohntem zu verabschieden. Zum Beispiel gab es beim Mittagessen ständig Probleme mit einem autistischen jungen Mann, der den Trubel im großen Speisesaal schlecht ertrug und mit massiven Verhaltensauffälligkeiten reagierte. Da kein geeigneter Ausweichraum vorhanden war, schien das Problem unlösbar, bis jemand auf die Idee kam, man könnte den jungen Mann doch im Atelier essen lassen. Beispielhaft selbstkritisch reflektierte Frau Reger ihre erste Reaktion: „Unmöglich, das geht nicht, da wird gearbeitet, da kann nicht gegessen werden.“ Doch dann überlegte sie: „Warum eigentlich nicht? Ich kann doch einfach einen Arbeitsplatz frei räumen, damit er dort essen kann, und diesen danach wieder für die Arbeit herrichten.“ So geschah es, und seither verläuft das Mittagessen problemlos – und für alle Beteiligten wesentlich angenehmer. Ein schönes Beispiel dafür, wie sehr es sich lohnt, eingespielte Regeln zu hinterfragen und „das Machbare wirklich zu tun“, wie Markus Fritschin es ausgedrückt hat.

Kurz zusammengefasst wies ich auf einige Aspekte hin, die beim sogenannten „herausfordernden Verhalten“ eine Rolle spielen können. Sie zu bedenken, hilft solche störenden Verhaltensweisen besser zu verstehen und ihnen anders und konstruktiver zu begegnen als mit den üblichen – und selten erfolgreichen – Versuchen sie auszumerzen. (Nachzulesen im Buch „Brücken bauen“)

Den Abschluss bildete eine Diskussionsrunde über Ziele, Funktion und weiteres Vorgehen des Netzwerkes. Die Teilnehmer waren sehr befriedigt von den beiden Tagen, fanden jedoch das Programm fast etwas zu reichhaltig. Fürs nächste Mal wünschte man sich mehr Zeit für Feedback zu den einzelnen Beiträgen, im Sinne kollegialer Intervision, sowie vermehrte Gelegenheit zu informellen Gesprächen, also weniger knapp bemessene Pausen. Die Caritas Vorarlberg erklärte sich bereit, das nächste Treffen zu organisieren.

19./20.9.2013: Bludenz

Die Gastgeber hatten den zweitägigen Modus insofern übernommen, als der Fachtag auf einen Nachmittag und den nächsten Vormittag aufgeteilt war. So stand wie in Bremen ein Abend für informelle Begegnungen und Gespräche zur Verfügung, was von den Teilnehmenden sehr geschätzt wurde. Zudem bot diese Aufteilung für die meisten den Vorteil, nur eine Hotelübernachtung zu benötigen.

Monika Sommerer, Leiterin des Bereichs Menschen mit Behinderung, eröffnete die Tagung und hieß die Teilnehmenden im Namen der Caritas Vorarlberg willkommen. Roland Stieger, „case manager“ mit vielfältigen Aufgaben, der maßgeblich an der Einführung der personenzentrierten Arbeitsweise beteiligt war, führte in den Tagungsablauf ein, den er anschließend umsichtig und kompetent moderierte. Bedauerlicherweise haben beide die Caritas Ende 2013 verlassen, um sich anderen Aufgaben zuzuwenden. Hoffen wir, dass der Bereich Menschen mit Behinderung von den Nachfolgern auf denselben Grundlagen weitergeführt wird!

Im ersten Referat stellte Konrad Seidl „Das Personenzentrierte Führungskonzept“ der Behinderteneinrichtungen des ASB Bremen vor, aus dem klar hervorgeht, dass ein kooperativer, personenzentrierter Führungsstil nicht gleichbedeutend ist mit „laissez faire“ (leider ein verbreitetes Missverständnis in sozialen Organisationen). Beim ASB werden die Mitarbeitenden umfassend einbezogen, können weitgehend mitbestimmen, ihre Vorschläge und Ideen werden berücksichtigt, aber die personenzentrierte Arbeitsweise ist verbindlich vorgegeben. Veränderung und Weiterentwicklung müssen auf dieser Grundlage geschehen. Das ist für alle Mitarbeitenden verpflichtend. Sie werden sorgfältig eingearbeitet. Konkrete, praxisnahe Kriterien bieten ihnen Orientierungshilfe bei der Alltagsarbeit und dienen zugleich der Qualitätssicherung.

Mein Beitrag „Absichten – Sackgassen – Perspektiven“ beschäftigte sich mit aktuellen Entwicklungstendenzen. Sie sind insofern positiv, als für Menschen mit Behinderung zunehmend mehr Selbstbestimmung und eine bessere Lebensqualität gefordert und angestrebt wird. Doch allzu oft kreist die Diskussion vorwiegend um theoretische Konzepte und große grundsätzliche Veränderungen, die durchaus wichtig sind, aber aufwendig und nur längerfristig realisierbar. Die Alltagsroutine wird selten hinterfragt, obwohl

gerade hier Veränderungen, die das Wohlbefinden und die Lebensqualität der betroffenen Menschen deutlich verbessern und zugleich die Arbeit der Betreuenden erheblich erleichtern, rasch und mit wenig Aufwand verwirklicht werden könnten. Leider erweisen sich überholte „alte Zöpfe“ oft als erschreckend zählebig.

Schlagworte wie Normalisierung, Teilhabe, Inklusion stehen für gute Absichten, doch sie werden sehr unterschiedlich ausgelegt und häufig missverstanden. Das gilt besonders für den nicht sehr glücklichen Begriff Inklusion. „Öffnung“ bietet meines Erachtens bessere Perspektiven als „Einschluss“. Um behinderten Menschen mehr Teilhabe an unserer Gesellschaft zu ermöglichen, müssen wir öffnen: Organisationsformen, Schulsysteme, Arbeitsbedingungen – und vor allem uns selber – öffnen für die Vielfalt unterschiedlicher existenzieller Bedingungen und Erlebensweisen. Wir müssen bereit sein, von den behinderten Menschen zu lernen. Nur so können die vielfältigen differenzierten Lösungen gefunden und entwickelt werden, die es braucht, um den sehr verschiedenen Persönlichkeiten der betroffenen Menschen gerecht zu werden. Lernen ist ein gegenseitiger Prozess.

Heinz Becker schilderte in seinem Beitrag „*Teilhabe und Inklusion in der Arbeitswelt – personenzentriert*“, wie diese Öffnung in der Tagesförderstätte des ASB Bremen schrittweise auf den Weg gebracht wird. Aufträge werden möglichst nur noch an Betriebe im näheren Umfeld vergeben, um so Kontakte zu knüpfen, aus denen sich tages- oder stundenweise Beschäftigungsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung ergeben können. Zum Beispiel wird das Informationsblatt der örtlichen Kirchgemeinde jetzt von den Beschäftigten der Tagesförderstätte ausgetragen. In einer Gärtnerei kann eine auf den Rollstuhl angewiesene Frau zweimal die Woche für ein paar Stunden leichtere Arbeiten verrichten, was ihr große Freude macht und sie sichtlich aufleben lässt. Das sind erste Schritte, die anfangs viel Aufwand erfordern. Noch muss die Frau bei der Arbeit in der Gärtnerei von einer Betreuerin begleitet werden. Später, wenn sie und die Gärtnerin sich besser kennengelernt und aufeinander eingespielt haben, wird das vielleicht nicht mehr oder nur noch in geringerem Ausmaß nötig sein. Vorläufig wird der zusätzliche Aufwand dadurch aufgefangen, dass andere Mitarbeitende während der Abwesenheit der begleitenden Kollegin deren Aufgaben in der Tagesförderstätte bereitwillig mit übernehmen. (vgl. siehe oben)

Nach der Pause wurden Diskussionsgruppen zu den drei Referaten gebildet, um im Gespräch mit den Referenten das Thema weiter zu vertiefen. Mit einem kurzen „Blitzlicht“ präsentierten die Gruppen abschließend im Plenum die Quintessenz ihrer Diskussion.

Für den Abend war ein fakultatives Programm im nahen Feldkirch vorgesehen: eine Stadtführung und danach ein Abendessen im malerischen Schützenhaus. Beides fand regen Zuspruch. Alle waren beeindruckt, wie sorgsam die Gastgeber den Abend organisiert hatten, einschließlich Fahrdiensten von und zu den Hotels in Bludenz.

Der folgende Vormittag begann mit einem „Highlight“. Der Beitrag der Diakonie Gallneukirchen zum Thema *„Interessenvertretung nach dem personenzentrierten Ansatz“* weckte staunende Bewunderung. Bemerkenswert allein schon, was das oberösterreichische Chancengleichheitsgesetz den Einrichtungen vorschreibt: in allen Bereichen muss es für die Anliegen der behinderten Menschen Interessenvertreter geben, die von ihnen selber aus den eigenen Reihen gewählt werden. Um deren Tätigkeit ging es im Beitrag von Desy Mayr, Gesamtsprecherin der Interessenvertreter, Sven Schünemann, Interessenvertreter der Werkstatt Linz/Stifterstrasse und Margarete Moser, Leiterin der Werkstatt.

Margarete Moser beschrieb, wie die Gewählten auf ihre Aufgabe vorbereitet werden: sie erhalten eine sorgfältige Schulung in den erforderlichen Vorgehensweisen – zum Beispiel: Wie leite ich eine Sitzung? Was ist ein Protokoll? – werden jedoch in keiner Weise inhaltlich beeinflusst. Außerdem werden ihnen unterstützende Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. Beispielsweise Kärtchen mit einem großen Fragezeichen drauf, die sie hochhalten können, wenn sie etwas fragen möchten, aber Mühe haben sich zu Wort zu melden. In dieser Hinsicht stehe man noch am Anfang, meinte die Referentin. Vorgesehen sei es, weitere Hilfsmittel zu entwickeln, um auch denen, die nicht sprechen, die Teilnahme an der Diskussion zu ermöglichen. Anschließend stellten Desy Mayr und Sven Schünemann ihre Tätigkeit in einer Power-Point-Präsentation vor, wobei sie nicht einfach den Text vom Bildschirm ablesen, sondern immer wieder eigene Formulierungen einflochten. Das Publikum gewöhnte sich schnell an die etwas stockende Sprechweise der beiden und hörte der Frau im Rollstuhl und dem jungen Mann mit Down Syndrom gebannt zu. Desy Mayr fungiert gegenüber dem Diakoniewerk als Sprecherin der Interessenvertretungen und bespricht deren Anliegen in regelmäßigen Abständen mit den zuständigen leitenden Mitarbeitenden. Einmal im Jahr hat sie ein Gespräch mit der Geschäftsleitung. Sven Schünemann vertritt die Interessen der in der Werkstatt Beschäftigten gegenüber der Werkstattleitung. In der von ihm geleiteten wöchentlichen Teamsitzung werden deren Anliegen besprochen und gesammelt. Im Gegensatz zu früher sind bei den Teamsitzungen keine Betreuer anwesend, oder nur in Ausnahmefällen, wenn es von den Beschäftigten ausdrücklich gewünscht wird. Beide Interessenvertreter erleben ihre Tätigkeit als sehr befriedigend und bestärkend. Sie würden sich ernst genommen fühlen, seien selbstsicherer geworden, trauten sich viel mehr zu und seien zufriedener, erklärten sie. Herr Schünemann meinte, er hätte sich vorher nicht vorstellen können, dass er das könne.

Aufhorchen ließ die ergänzende Bemerkung der Werkstattleiterin: anfangs hätten die Betreuenden befürchtet, die Gruppe würde mit denen, die häufig störten, nicht zurechtkommen, wenn niemand von ihnen dabei sei. Doch siehe da: Ohne sie gab es praktisch keine Probleme mehr mit Störenfriedern. Eine bedenkenswerte Erfahrung: Offenbar übernehmen behinderte Menschen viel eher Verantwortung für ihr Verhalten in der Gruppe, wenn keine Betreuer dabei sind.

Zum Abschluss gab Waltraud Valentin Einblick in das Projekt *„Begleitetes Arbeiten“* der Caritas Vorarlberg. Wie in Bremen wurden Arbeitsmöglichkeiten in der näheren Umgebung gesucht und gefunden. Eine Bewohnerin hilft zeitweise in einem Kindergarten bei der Betreuung der Kinder, ein Bewohner räumt an zwei Tagen in der Woche in einem Tankstellenshop Flaschen ein, ein anderer geht einmal die Woche dem Hausmeister einer Schule zur Hand. In den gezeigten Filmbeispielen kamen sowohl die Beschäftigten wie die Arbeitgeber zu Wort, und es zeigte sich, dass diese Arbeitsmöglichkeiten eine gute und bereichernde Erfahrung für beide Seiten sind. Interessant auch Frau Valentins selbstkritische Anmerkung: Wenn die anfängliche Scheu gegenüber behinderten Menschen erst einmal überwunden sei, reagierten die „Laien“ oft viel klüger als sie, die Fachleute. Auch in dieser Hinsicht ist der Lernprozess gegenseitig.

Sowohl in diesem Beitrag wie in dem über die Interessenvertretungen wurde immer wieder der Bezug hergestellt zu den personenzentrierten Handlungsgrundlagen und Richtlinien für den Alltag, die in meinen Büchern beschrieben sind. Inzwischen zeigt sich, dass diese Kriterien sehr hilfreich sind für die Umsetzung der Anforderungen der UNO-Behindertenrechtskonvention, von denen zu der Zeit, als ich das Konzept formulierte, noch nichts bekannt war. Das ist eine sehr schöne und ermutigende Bestätigung.

Beeindruckt waren die Teilnehmenden nicht nur von den Referaten, sondern auch von der kompetenten Organisation und der großzügigen Gastfreundschaft, mit der wir in Bludenz verwöhnt wurden. Die sinnvoll bemessenen Pausen mit der ausgezeichneten Zwischenverpflegung wurden außerordentlich geschätzt und für angeregte Gespräche genutzt. Zum Schluss bedankten sie sich mit herzlichem Applaus bei den vielen Mitarbeitenden der Caritas Vorarlberg, die vor und hinter den Kulissen mit großem Engagement zum guten Gelingen beigetragen haben.

Die rundum geglückte Tagung machte erneut sichtbar, wie positiv sich die personenzentrierte Arbeitsweise im Bereich Betreuung und Begleitung von behinderten und / oder pflegebedürftigen Menschen auswirkt. Wiederum wurde der gegenseitige Erfahrungsaustausch als sehr hilfreich und belebend empfunden. Der nächste Fachtag wurde gleich wieder unter Dach und Fach gebracht: das Diakoniewerk Oberösterreich war bereit ihn 2014 zu organisieren.

25./26. 9.2014: Linz

Das Netzwerk wächst: Zum 4. Jahrestreffen kamen im Neuen Rathaus Linz über 80 Personen zusammen.

Dr. Eva Oberbichler, Geschäftsführerin des Diakoniewerks Oberösterreich, ließ es sich nicht nehmen, den Fachtag mit einer kurzen Ansprache persönlich zu eröffnen und am Vormittag daran teilzunehmen, obwohl im Diakoniewerk gerade die vordring-

liche Aufgabe anstand, kurzfristig zahlreiche Unterkünfte bereitstellen für die Flüchtlinge aus den Krisengebieten des Nahen und Mittleren Ostens. Ihre Präsenz war ein schönes Zeichen für den Stellenwert der personenzentrierte Arbeitsweise im Behindertenbereich des Diakoniewerks, wo seit 2002 jedes Jahr ein Weiterbildungsseminar zu „*Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen*“ durchgeführt wird, zehn Jahre lang von mir, zum Teil gemeinsam mit Roland Moser, und seit 2012 von ihm allein.

Unter dem Motto „durch mehr Wissen zu mehr Möglichkeiten“ stellten Verena Väter und Martin Lepschy von der Werkstätte Stifterstrasse, unterstützt durch deren Leiterin Margarete Moser, die Hörzeitung vor, die vor kurzem geschaffen wurde, um auch denjenigen Zugang zu Informationen zu geben, die nicht oder kaum lesen können. Wozu diese Hör-Zeitung? „Wir wollen Anregungen geben“, „Wir wollen neue Erfahrungen ermöglichen“ sind einige der Gründe sowie: „damit sie Entscheidungen treffen können“, „damit sie mehr Wahlmöglichkeiten kennen lernen“, „damit sie Erlebnisse und Erfahrungen austauschen können“.

Gedruckt gab es die Zeitschrift „Känguruh“ bereits vorher. Sie erscheint vierteljährlich und wird genau wie die Hörzeitung von den behinderten Menschen selbst verfasst und hergestellt. Im vorliegenden Heft finden sich unter der Rubrik „Neuigkeiten und Wissenswertes“ Beiträge wie „Was haben wir beim Tag der Begegnung erlebt?“ „Was ist der Easy-mailer?“ oder „Was war auf der Integra los?“ Auch eine Rätsel-Seite gibt es und einen Überblick über bevorstehende Veranstaltungen, wie z. B. Weihnachtsmärkte und anderes mehr. Auf die Frage aus dem Publikum, woher er die Informationen nehme, antwortete Martin Lepschy mit sichtlichem Stolz: „Aus dem Computer.“ Tatsächlich wird immer deutlicher klar, welch große Unterstützung elektronische Hilfsmittel für behinderte Menschen sein können – vorausgesetzt man unterweist sie im Umgang damit, erweitert die Beschäftigungsangebote und belässt es nicht länger ausschließlich bei den traditionellen, oftmals eintönigen Tätigkeiten für behinderte Menschen.

Anita Schmidlin, Gestalttherapeutin und Krisenberatung, und Anneliese Fischer-Lüönd, Tanz- und Bewegungstherapeutin, beide aus Luzern, erläuterten ihren Bezug zur personenzentrierten Arbeitsweise und stellten ein gemeinsames Beratungsangebot zum Thema Sexualität für Menschen mit geistiger Behinderung vor.

Dann gab Anita Schmidlin Einblick in die therapeutische Begleitung einer Frau mit Down Syndrom, die von einem Betreuer mehrmals sexuell bedrängt worden war. Sehr anschaulich schilderte sie den Therapieverlauf, indem sie einzelne Aspekte hervorhob wie: „Ressourcen“, „Nebengeräusche“, „Auswirkungen der polizeilichen Befragung auf die Therapie“ und „Wie hat sich die Situation von Frau A. verändert“. Höchst beeindruckend, wie konsequent personenzentriert die Therapeutin vorging und den Prozess mithilfe von Bildern unterstützte. Zudem setzte sie sich bei den Angehörigen und bei der Einrichtung energisch dafür

ein, dass gegen den fehlbaren Betreuer nur Anzeige erstattet wurde, wenn die betroffene Frau damit einverstanden war. Als das der Fall war, bereitete sie die Frau sorgfältig auf die polizeiliche Befragung vor und sorgte dafür, dass alle ihre Wünsche respektiert wurden (keine Konfrontation mit dem Täter, Befragung durch eine Frau). Mithilfe der Therapie konnte die Frau ihre üblen Erfahrungen verarbeiten und schließlich ad acta legen. Fazit von Anita Schmidlin: Menschen können zu ihren eigenen Prozessen finden, wenn ihrem Tempo Beachtung geschenkt wird.

Anneliese Fischer schilderte ihrerseits eine Supervision mit einem Betreuungsteam, das Probleme hatte mit einer Bewohnerin, die vormittags nicht zur Arbeit gehen wollte. Die Fragestellung des Teams lautete anfangs: „Wie können wir Frau B. dazu bewegen arbeiten zu gehen?“ Die Supervision verschaffte den Betreuenden Raum, um sich auszutauschen und ihr eigenes Befinden im Alltag mit dieser Frau zu klären, zum Teil mithilfe von kreativen Methoden. Dabei wurden neben den belastenden Aspekten auch „Sonnenseiten“ zusammengetragen, um Ressourcen zu entdecken, die sich vielleicht als Lösungsansätze nutzen ließen. Die Fragen wandelten sich: „Was könnte dazu beitragen, die gewünschte Entspannung zu erreichen?“ und schließlich: „Was würde passieren, wenn Frau B. am Vormittag gar nicht mehr zur Arbeit käme?“ Das Team kam zum Schluss: „Es wäre für Frau B. und für uns entlastend“. Frau B. kann seither vormittags zu Hause bleiben, wo sie sich gerne ein wenig im Haushalt betätigt. Ein sehr schönes Beispiel, wie personenzentrierte Supervision bei den Betreuenden einen Entwicklungsprozess in Gang setzt, der andere als die ursprünglich angestrebten Lösungen ermöglicht, Lösungen, welche die Bedürfnisse der behinderten Menschen besser berücksichtigen und zugleich die Betreuenden entlasten.

Alois Grüter, Leiter der heilpädagogischen Fachstelle an der psychiatrischen Klinik St. Urban, Kanton Luzern, beschrieb, wie umfassend dort die Handlungsgrundlagen der personenzentrierten Arbeitsweise in die Praxis umgesetzt werden. Im Wissen um die Schwierigkeiten einer Diagnose bei Menschen mit geistiger Behinderung wird in St. Urban eine ganzheitliche interdisziplinäre Diagnostik praktiziert. Zuerst wird abgeklärt, ob den Verhaltensauffälligkeiten eine körperliche Erkrankung zugrunde liegt, ob es psychosoziale Belastungsfaktoren im sozialen Umfeld gibt, oder ob ein psychiatrisches Störungsbild zu erkennen ist. Wenn immer möglich wird eine ambulante Behandlung angestrebt, für welche die Klinik je nach Befund und Situation verschiedene Vorgehensweisen anbietet: Helferkonferenz, Angehörigengespräche, befristete Einzeltherapie, Medikation, Übernahme des Casemanagements, Weiterbildungsmöglichkeiten u. a. m. Wird eine stationäre Aufnahme als notwendig erachtet, ist sie auf allen Akutstationen möglich. Die Stationen sind nach Geschlecht und Störungsbildern gemischt. Die Fallführung liegt beim Heilpädagogen, die betreuenden Personen werden einbezogen. Umplatzierungen übernimmt die Klinik grundsätzlich nicht, die Patienten kehren nach der Entlassung zunächst immer in ihr gewohntes Umfeld zurück. Sollte

sich eine Umplatzierung als notwendig erweisen, muss sie von dort aus erfolgen, wobei die Klinik auf Wunsch bei der Suche nach einem geeigneten Platz behilflich ist. Die Behandlung umfasst verschiedene „mögliche Interventionsebenen“: neben psychotherapeutischen Interventionen und dem Einsatz von Medikamenten z. B.: „Versuch der Anpassung der sozialen Umwelt an die psychosozialen Bedürfnisse der Person“, „Förderung einer „einheitliche(n) Haltung des sozialen Um-feldes gegenüber dem Patienten“, „Training von Fähigkeiten, Einsatz alternativer Kommunikationsmittel“ u. a. m. Psychiater und Heilpädagoge treffen alle Entscheidungen gemeinsam. Besonders ausgeprägt zum Zug kommt das personenzentrierte Konzept bei Einzelgesprächen mit Klientinnen und Klienten, Beratungssituationen mit Betreuungsteams in den Institutionen und mit den Pflegeteams der Akutstationen sowie bei Intervision und Einzelfallbesprechungen auf den Akutstationen. Erfahrungen: Die stationären Aufenthalte sind zurückgegangen, die ambulanten nehmen zu und überraschend: Ganz von sich aus arbeiten die Pflegekräfte zunehmend auch bei anderen Patientinnen nach dem personenzentrierten Konzept. Dieser kurze Überblick vermittelt nur einen rudimentären Eindruck von diesem, wie ich meine, bahnbrechenden Beispiel einer interdisziplinären Vorgehensweise. Es wäre sehr zu wünschen, dass sich dieses Beispiel herumsprechen und Schule machen würde.

Der letzte Programmpunkt des Tages – nach einer halbstündigen Pause – war eine Diskussionsrunde in kleineren Gruppen, die ihre Überlegungen zu den Referaten abschließend in einem kurzen „Blitzlicht“ dem Plenum vorstellten. Eine fakultative Besichtigung des Museums „Ars electronica“ leitete über zum geselligen Teil des Tages, der mit einem vorzüglichen Abendessen im gemütlichen „Schiffer Stüberl“ ausklang.

Den ersten Beitrag am nächsten Morgen bestritten Bianca Koch und Markus Meyer von der Werkstatt Bad Wilmsbach (Diakoniewerk) gemeinsam mit ihrem Werkstattleiter Alois Waidl. Ihr Thema: „Planungsgespräch nach den Grundlagen des personenzentrierten Ansatzes“. Zunächst beschrieb Alois Waidl den Weg vom früheren Jahresgespräch zum heutigen Planungsgespräch, welches nicht mehr *über* die Menschen mit Behinderung, sondern *im Dialog mit ihnen* geführt wird und den unterschiedlichen Sichtweisen von behinderten Menschen und Betreuenden Rechnung trägt. Dann lasen Bianca Koch und Markus Meyer vor, was ihre Kolleginnen und Kollegen zu bestimmten Fragen geäußert hatten. Zum Beispiel: Was heißt für dich, ernst genommen zu werden? „Dass ich von meinen Begleitern gehört werde.“ „Dass ich mich entscheiden kann.“ „Wenn man mir Unterstützung anbietet.“ Was heißt für Dich verstanden werden? „Es hört mir jemand zu.“ „Man nimmt sich Zeit für Gespräche.“ „Es wird mir etwas öfter erklärt.“ „Wenn ich keine Angst haben muss.“ „Dass nicht alle durcheinander sprechen.“ Schon diese kleine Auswahl zeigt, wie hilfreich es ist, mit den behinderten Menschen, *gemeinsam* nach Lösungen zu suchen, denn oftmals sind ihnen ganz andere Dinge wichtig, als das Umfeld annimmt.

Zum Schluss verriet Alois Waidl, dass man von Bianca Koch bis vor kurzem angenommen habe, sie könne nicht lesen. Dass sie sich heute getraut hatte, trotz gelegentlichen Stockens, so vielen Zuhörern laut vorzulesen, quittierte das Publikum mit einem spontanen Sonderapplaus.

Als nächstes stellte Jörg Markowski vom Johannesstift Berlin „Das Personenzentrierte Konzept der Macherei“ vor. Das ist ein integratives Beschäftigungsangebot für erwachsene Menschen mit Behinderungen, die nicht in Fördergruppen, Werkstätten oder auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sind, sowie für Personen in Rente, die weiterhin einer Beschäftigung nachgehen möchten. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer können selber entscheiden, welche Beschäftigung sie interessiert und für wie viele Stunden in der Woche sie dieser Tätigkeit nachgehen wollen. So wird mit ihnen zusammen ein auf sie zugeschnittenes Beschäftigungsangebot zusammengestellt. Alle bekommen individuelle Wochenpläne. Wo nötig wird von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Hilfe und Assistenz angeboten, sowie Pflege oder Unterstützung bei der Grundversorgung.

Die Beschäftigungsmöglichkeiten umfassen folgende Bereiche: *Kreatives Gestalten*: u. a. Holzarbeiten, Näharbeiten, Tanz, Fotografie, Computergrafik, Geschichten erfinden, Töpfern.

Dienstleistungen: Kochen und Backen, Transportdienste, Leichte Sprache u. a. m.

Kommunikation: Basale Stimulation, Basale Kommunikation, Neue Medien.

Auch wenn nicht alle Werkstätten und Fördergruppen so günstige Rahmenbedingungen haben wie die Macherei: Sie könnten ohne weiteres (und sollten!) einiges von ihr übernehmen, zum Beispiel die flexiblen Arbeitszeiten. Und was kaum jemals berücksichtigt wird, für Jörg Markowski aber unverzichtbar ist: „Die Tätigkeit muss Spaß machen.“

Im letzten Beitrag schilderten Barbara Berg und Kerstin Rack die „Einführung des personenzentrierten Ansatzes im Institut Hartheim – Anfänge – Aktuelles - Ausblick“. Im Mai 2011 hatten die Referentinnen an einer Tagung in Graz meinen Vortrag über den Personenzentrierten Ansatz gehört und waren davon sehr angetan. So wurde ich im Herbst 2012 nach Hartheim eingeladen. Ich führte mit einer gemischten Gruppe von Mitarbeitenden verschiedener Häuser einen eintägigen Workshop durch und gab am darauffolgenden Tag den Gruppenleitern im Rahmen ihrer jährlichen Klausurtagung, eine ausführliche Einführung in die Grundlagen und Richtlinien meines Konzeptes. Damit hatte die personenzentrierte Arbeitsweise im Institut Hartheim offiziell Einzug gehalten. Das Umsetzen einer neuen Arbeitsweise lässt sich nicht von einem Tag zum anderen verwirklichen – vor allem in so großen Einrichtungen wie Hartheim – und hat sie manchmal auch mit Widerständen zu kämpfen. So seien manche Angehörige gar nicht dafür. Es ist ein fortlaufender Prozess, der Zeit braucht und von den Verantwortlichen Geduld, Konsequenz und Klarheit erfordert. In

Hartheim ist er in vollem Gang, beratend begleitet von Heinz Becker und Konrad Seidl, die bereits mehrmals mit verschiedenen Gruppierungen in Hartheim gearbeitet haben und das auch weiterhin tun werden. Und die Mehrzahl der Mitarbeitenden setzt sich mit viel Engagement für die personenzentrierte Arbeitsweise ein.

Als schönes Beispiel für sinnvolle Veränderung verkrusteter Strukturen, beschrieben die Referentinnen, wie in einer Werkstätte die Mittagspause umgestaltet wurde, bei der es bisher ständig Aufruhr und Schwierigkeiten gegeben hatte. Jetzt müssen nicht mehr alle während der ganzen Mittagspause am gleichen großen Tisch sitzen. Stattdessen gibt es mehrere kleine Tische und wer mit essen fertig ist, kann für den Rest der Pausenzeit einen anderen Bereich aufsuchen, in einem bequemen Sessel vor sich hin dösen, herumlaufen, mit Kopfhörern Musik hören oder sich eine Zeitschrift anschauen. Sogar ein Fernseher ist vorhanden. Seither geht es in der Mittagspause sehr entspannt zu, und nicht nur die behinderten Menschen fühlen sich wesentlich wohler, sondern auch die betreuenden Personen. Außerdem werden jeweils die Bilder von den Menüangeboten der Woche an der Pinnwand ausgehängt, und es gibt verschiedene Wahlmöglichkeiten. Der Beitrag vermittelte einen eindrucklichen Einblick in den Schritt für Schritt fortschreitenden Veränderungsprozess einer großen Organisation mit einer langen Geschichte.

Abschließend diskutierten die Teilnehmer noch kurz über die Organisation des Netzwerkes. Sie äußerten sich zufrieden mit der bestehenden Form und meinten, Änderungen sollten erst dann erwogen werden, wenn eine kritische Größe es erfordere.

Die Tagung hat erneut gezeigt, dass der Personenzentrierte Ansatz allmählich in immer mehr Einrichtungen Fuß fasst. Dass dafür

ein konkretes, praxisbezogenes Konzept als Orientierungshilfe zur Verfügung steht, hat maßgeblich zu dieser erfreulichen Entwicklung beigetragen.

Der nächste Fachtag wird im Herbst 2015 von der Stiftung MbF in Stein (Schweiz) organisiert.

Erwähnte Literatur:

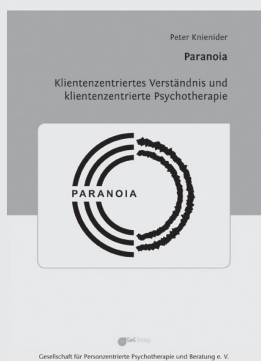
Pörtner, M. (2012). *Ernstnehmen, Zutrauen, Verstehen - Personenzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.
 Pörtner, M. (2013). *Brücken bauen - Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten*. Stuttgart, Klett-Cotta-Verlag
 Prouty, G., Van Werde, D. & Pörtner, M. (2009). *Prä-Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag.



Marlis Pörtner, Psychologin, personenzentrierte Psychotherapeutin, Autorin, arbeitete mehr als 30 Jahre lang in eigener Praxis in Zürich, darüber hinaus ist sie in Beratung und Weiterbildung von Mitarbeitenden sozialer Einrichtungen in Belgien, Deutschland, Österreich, der Schweiz und Tschechien tätig. Sie hat für verschiedene soziale Berufsfelder konkrete personenzentrierte Handlungskonzepte entwickelt. Ihre Bücher erscheinen bei Klett-Cotta, Stuttgart.

Kontakt:
 mpoertner@bluewin.ch

Neu im GwG-Verlag



Peter Kniener

Paranoia

Klientenzentriertes Verständnis und klientenzentrierte Psychotherapie

GwG-Verlag, Köln 2014
 172 Seiten, kart.,
 21,90 Euro, Mitgliederpreis 17,50 Euro
 ISBN 978-3-926842-53-4

Paranoia als prototypische Art des „Verrücktseins“ wird aus der Sicht der klientenzentrierten Literatur und auf Grundlage der klinischen Erfahrung des Autors als Psychotherapeut in freier Praxis und Arzt an einer psychiatrischen Abteilung mit Versorgungsauftrag dargestellt. Anhand von Fallbeispielen werden verschiedene Störungen, bei denen paranoides Erleben eine wesentliche Rolle spielt, erörtert. Ergänzt wird das Bild durch die Ein-

beziehung anderer humanwissenschaftlicher Sichtweisen. So entsteht ein klientenzentriertes Modell des paranoiden Erlebens und Verhaltens, der Verstehensmöglichkeiten und der störungsspezifischen Therapie mit klar umrissenen Schwerpunkten in der Beziehungsgestaltung und Interaktion. Auch die Indikation und die Wirksamkeit der Therapie bei wahnhafter Störung und paranoider Schizophrenie werden diskutiert. Besondere Anliegen des Buches sind die Betonung des Kontinuums zwischen gesundem und paranoidem Erleben, und die Ermutigung zur therapeutischen Arbeit mit paranoiden KlientInnen.

Der Autor

Dr. med. Peter Kniener, MSc, ist klientenzentrierter Psychotherapeut (ÖGWG), Arzt für Allgemeinmedizin, Facharzt für Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin, Oberarzt an der sozialpsychiatrischen Abteilung in Baden bei Wien, er arbeitet in einer psychotherapeutischen Praxis in Baden und ist Lehrbeauftragter am psychotherapeutischen Propädeutikum der ÖGWG.



Melatengürtel 125a, 50825 Köln
 Telefon: 0221 925908-0
 E-Mail: gwg@gwg-ev.org | www.gwg-ev.org

Anzeige